

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 190

Freitag, den 27. August

1920

Der Puppenspieler.

Kriminal-Roman von
Karl Kojner.

Nachdruck verboten.

(16. Fortsetzung.)

Für mich aber begann neue Arbeit. Die Altemappe mit den jüngsten Einträgen lag vor mir, und ich las und sichtigte und erledigte all diese lauernden Dinge — und tat das doch nur wie im Traume, immer zugleich in Gedanken bei Sidney Jones und meinen heutigen Erlebnissen. Ein Drang war in mir, mit diesem Altemap fertig zu sein, all diese Stripteuzer vor mir beiseite schieben zu können, um mich dann ganz in diesen einen Fall zu versetzen, der nun in seiner Bedeutung all jene anderen so weitaus übertrage.

Als ich dann aber endlich so weit fertig war, da kam nach der vorhergegangenen schlaflosen Nacht, nach den Erregungen und nach der schweren Arbeit dieses Tages eine so ungewöhnliche Erschlappung über mich, daß ich's genug sein lassen mußte für diesen Abend. — Und erst am nächsten Tage nahm ich meine Pläne wieder auf und begann ich meinen neuen Nachtrag gegen Sidney Jones einzuleiten.

Hierbei war es eine meiner ersten Arbeiten, daß ich an das Weibchen der Polizei in London befehlerte. Ich fragte an, ob näher bekannt sei über einen Mann, dessen Papiere auf den Namen Sidney Jones aus Milwaukee lauteten und der sich vor etwa zwei Jahren in Oxford bei London aufgehalten haben dürfte.

Um etwa fünf Uhr nachmittags wurde mir Fräulein Anna Hoffmann wieder gemeldet, und ich ging ihr voll Erwartung bis zur Tür meines Zimmers entgegen.

Nun, liebe Fräulein — wie war Ihr Besuch?
Sie grüßte und folgte meiner Einladung, Platz zu nehmen. Tief holte sie Atem. Ich war bei Herrn Jones, sagte sie dann.

Und es ist alles programmäßig verlaufen? Ich meine, er ahnt nichts?
Nein — höchst kann er nichts ahnen — ich hab' alles so gemacht, wie wir es verabredet haben. Sie sah mich an, aber eine gewisse Unsicherheit schien mir in ihrem Blick zu liegen, die frische Energie vermisste ich, die gestern doch in ihr gewesen war.

Sie sind müde? fragte ich.
Sie zauderte. Ein bißchen abgepannt vielleicht. — Ich hab' gleich die erste Stunde bei Herrn Jones genommen. — Das ist ungewohnt für mich — und eine gewisse Aufregung war es natürlich auch. — Sie strich sich mit der Hand über die Stirne und lächelte wieder mit jenem Anflug von Verlegenheit, der mir schon bei den ersten Worten aufgefallen war.

Ich nicht. Diese Ermüdung schien mir als Rückschlag auf die erregende Begegnung, die das Mädchen hinter sich hatte, durchaus verständlich und erklärt. Und um ihr ihre Unabhangigkeit und Frische wiederzugeben, sagte ich die ganze Lage mit Rücksicht sorgloser und freier an, als es wohl nötig war.

Nun, Fräulein Kollegin, dann erzählen Sie jetzt aber im Zusammenhang, wie Ihr Debit als Detektiv verlaufen ist — ja?

Gern —. Ich bin etwa um halb vier Uhr dort gewesen. Herr Jones hat mir selbst geöffnet — er war allein zu Hause, und es ist auch sonst niemand dort gewesen in der ganzen Zeit. Ich hab' ihm den Inverauschnitt gezeigt und hab' die Stunden mit ihm verabredet. —

Sie sprach das alles langsam — beinahe zögernd, als müßte sie sich jeder Einzelheit erst besinnen. Und mich beschlich, während sie redete, eine seltsame Ungeduld. Ich hatte eine lebhaftige Sehnsucht der Eindrücke erwartet, die sie dort gewonnen hatte — statt dessen fidierte da ein farblosler Bericht.

Wieviel Stunden haben Sie verabredet?
Ich werde zunächst täglich hingehen. —
Täglich? Wir hatten doch gestern besprochen, daß etwa drei Stunden in der Woche am unauffälligsten wären.

Ich hab' Herrn Jones gesagt, daß ich nächsten Monat eine Stellung annehmen werde — dann würde ich weniger oft kommen — bis dahin wäre ich noch frei, und da möchte ich die Zeit möglichst ausnützen. — Und dann hab' ich gleich die erste Stunde genommen. — Ihre Stimme klang, während sie das sprach, wieder so ernst und sinnend, daß ich nun doch noch einmal auf diese seltsame Veränderung in ihrem Wesen zu sprechen kam.

Sagen Sie, Fräulein Hoffmann — was ist denn das heute mit Ihnen? Hat dieser Besuch Sie so sehr abgepannt? Oder sind Sie nicht ganz wohl — fehlt Ihnen etwas? — Sie kommen mir so verändert vor in Ihrer Art sich zu geben!

Ich —? Jetzt lächelte sie wieder, hilflos und zugleich mit dem Verlaute, ihre Befangenheit vor sich zu weisen. Nein — ich müde! nicht — das heißt, ich hab' natürlich in der ganzen Zeit sehr auf alles geachtet — und dann — es war mir doch ungewohnt —. Nur ein bißchen müde bin ich vielleicht —

So — Nun, dann wird das ja wohl vorübergehen. Wollen Sie mit uns gehen, wie die Stunde verlaufen ist? Wie hat sich Herr Jones benommen? Womit hat er den Unrichtigkeit begonnen? Beschreiben Sie mir das alles ein wenig.

Wieder ein Zögern, ehe sie sprach.
Im Zimmer des Herrn Jones steht ein bequemer Ledersessel, den er mir angeboten — er hat mir gegenüber gesessen, der schmale Tisch, der wohlgedacht ist mit Skulpturen — mit mathematischen Werten und Arbeiten, soviel ich gesehen hab' — hat zwischen uns gestanden. Der Raum, in dem ich war, ist hellam leer — man wird nicht abgelenkt — ich hab' immer nur die Herrn Jones angesehen, der vorgebeugt über den Tisch mit seiner Melibode erklärt hat und dann mit praktischen Übungen begonnen hat. Und das Zimmer ist dümmertig gewesen —

Und wie ist die Methode des Herrn Jones?
Er sagt, er wollte mich erst den Charakter der Sprachformen lehren — ihr Wesen. Er hat das sehr hübsch erklärt — seine Stimme klingt sehr angenehm — aber ein bißchen leise —

Und worin bestanden die praktischen Übungen?
Er hat mir gezeigt, wie die einzelnen Laute im Englischen ausgesprochen werden — die Mundstellungen — die Stellung der Lippen. Er hat mir das vornehmlich — ich habe versucht, die Laute nachzupropfen —. Dann hat er englische Worte gesprochen und die deutsche Bedeutung dazu. Das alles hab' ich wieder nachsprechen müssen, und er hat fortgesetzt, wenn es nicht richtig war.

Und es ist Ihnen in dieser ersten Stunde gar nichts aufgefallen? Ich meine, Sie haben gar nichts beobachtet, was zur Stützung bestimmter Verdächtigungen gegen Herrn Jones verwertbar wäre?
Sie schau sich einen Augenblick, ehe sie antwortete, und ihre Finger nestelten an dem Reifchen einer kleinen Handtasche, die ihr in der Tasche lag.

Der erste Aufenthalt war eine kleine ländliche Halte- stelle. Eine große Anzahl Damen und Kinder warteten bei der Einfahrt des Zuges hinter dem primitiven Holzganz, der den Bahnhöfen von dem Schmalspurne. Zwei Dutzend junge Frauenhände und doppelt soviel Klängen aller Altersstufen schwebten mit freudiger Begeisterung mehr oder weniger weiße Taschentücher als ersten Willkommungs- zeichen. Mann waren die ersten Personen dem Zuge entliegen, lächelte sie die Freude des Wiedersehens in einem roht buntem Schmuck. Alle möglichen Ausrufer, Begrüßungen und Bemerkungen flatterten durch die Luft: Servus Oskar! Keh! — Wohl! Der Mangel ist gekommen! Der Papa — der Papa —! Ja — wo ist denn der Fritz? Servus Witi! Mama — da kommt der Oberleutnant wieder... —

Gleichzeitig begann das allgemeine Klüffen, das nicht mit ganz gleichmäßiger Heftigkeit erwidert wurde. Besonders fröhliche sich ein junger Mann vor dem gestritten, fuh- bereiten Hippen einer sehr dicken Dame. Ich warte — das war keine angenehme Schwiegermutter.
Indem meine Tante auf dieses erhabene Schauspiel der Begegnung wies, sagte sie sehr gerührt: „Das ist der Lohn der Liebe.“

Ich unterdrückte eine Bemerkung, der Zug setzte sich in Bewegung, und gar bald hielten wir an einer größeren Station wo ein förmliches Amalgamieren den Besucher erwartete. Wieder derselbe Lärm, die gleichen Szenen wie „Wie wendet!“ flüsterte Tante Berta.

In diesem Momente zuckte ein ganz verrückter Ge- dante durch meine Seele. Wer weiß, was Tante Berta eigentlich lagewacht, daß sie mir diese vorzüglichen Vorbil- der der Heiligkeit vorführt? Wer weiß, ob es ihr wirklich darum zu tun ist, meine Sehnsucht nach dem Ehestande zu wecken? Sonst sind ja immer unbedenkbar. Am Ende „fliegt“ sie auf mich und will mir auf diesem etwas ungewöhnlichen Kinooze Gelegenheit geben, meine Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Tante Berta ist ja noch ganz begehrenst, und ich bin einem kleinen Abenteuer gar nicht abgeneigt. Die Gelegenheit wurde sehr günstig, als in der nächsten Station die beiden glatzköpfigen Herren aus- steigen und wir nun allein waren.

Als der Besucher wieder hielt, ergabte ich ihr Händchen und flüsternd zückte. „Wahende Tante! Ich kann nicht umhin, die zu beschreiben, daß mich diese entzückenden Szenen gar sehr ergötzen haben.“

„Du wirst dich also befehlen?“
„Nun, das werde ich, das möchte ich, wenn es ginge sofort.“

„Zu Hause bei uns wirst du zahlreiche Gelegenheit haben, dich zu verhalten: da sind zum Beispiel die Töchter des Apo- thekers...“

„Wahende Tante —“ unterdrückte ich sie, „wozu die Sache so lange hinauszögern? Meine Sehnsucht nach einem Kuß ist schon demütig fertig, daß ich sie nur schwer zügeln kann. Wozu weichen Sie die Apothekerstöchter? Du bist ja gewiß viel reichlicher, hübscher und begehrenstwert. Ach, süße Tante, gewöhnlich mir, daß ich auf deine entzückenden Lippen die wertigen Küsse drücke, die darauf Platz haben.“

Da verneigten sich die freundlichen Gesichtszüge meiner Tante und nahmen einen strengen, zurückweisenden Aus- druck an: „Ja — was glaubst du denn eigentlich? Ich bin eine ansehnliche Frau, deine Zumutungen sind empörend! Du — wenn ich gewandt hätte, daß du bereits so verdoeben bist, so würde ich mich niemals bemüht haben, dich auf bessere Wege zu bringen.“

„Mir sind aber doch im Buselzug — versuchte ich scherzend einzuklinken.
Aber meine Probinglante wurde noch ungemütlicher. Sie schak mich einen schlechten, gewissenlosen Frauenzüger, einen elenden Verfälscher, mit dem sie während ihres Lebens nie mehr etwas zu tun haben wollte. Ich — wenn das ihr Mann erlösen würde, der möchte mich schon zur Hechenschiff stellen. Beim Begegnung natürlich! Und da fing sie auch schon zu weinen an.“

Jetzt wurde mir die Sache zu bunt. Wir fuhren gerade in eine Station ein. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mich mit folgenden Worten zu verabschieden: „Nachdem du mich nicht als besterungsfähig hältst, ist aber auch nicht geneigt bin, mich verheiraten zu lassen, sondern lieber mit Wohlbehagen den Weg der Verderbtheit wandeln will, ist es am besten, wenn ich für deine gütige Bemühung danke und mich reichlichen empfehle. Adieu, Tante.“

„Wie unanständig!“ schluchzte sie.
Ich aber leg rasch aus und meinte mich in das Ge- wühl der Begrüßenden und Aufkommenden, von dem höchsten Einfall geleitet, heute trotz alledem nicht ohne einen

Kuß schlafen zu gehen. Ich benutzte die allgemeine Ver- wirrung, um einer jungen Dame plötzlich um den Hals zu fallen und sie kräftig zu küssen. Sie tat zwar einen leisen Aufschrei, doch ging dieser im Indauergeraus der Kinder Lärmes unter. Als ich sie losließ, sagte ich entschuldigend: „Entschuldigen — meine Gnädigste — verzeihen Sie diesen Irr- tum... aber Ihre Nechtheit mit meiner Braut ist strap- tierend...“

Nach drängte ich zum Ausgang.
Das war der letzte Besuch, den meine Tanten machten, um mich aus der Finsternis des Junggefallenstandes in die lichten Sphären des Ehestandes zu retten... aber selbst der Besucher verlagte... —

Literatur.

Wend, Vene, „Das singende Meer“. Novelle. Gustav Schloemann's Verlagsbuchhandlung (Gustav Hilt), Leipzig und Hamburg.

Das gutausgestattete Buch umschließt eine literarische Erst- klasleistung von großem Wert: Vene Wend pflanzt den Samen des Interesses so unauffällig und schnell, daß man ihre Novelle kaum wieder aus der Hand legen kann. Sie läßt das schlante deutsche Sittenbild zum „Kontinuum“ herangeißelt, mit dem ausserwählten Charakter seiner Verfassung vor den Blicken des Lesers auf den weiten Hüten des Schwärzes Meeres sich wiegen. Mehr noch, Vene Wend zeichnet lauter Charaktere, Menschen von ganz verschiedener Wesenart, aber doch durchweg befeelt von deutschem Denken und Fühlen. Sie schilbert Männer voll Herz, die inebeln im rechten Augenblicke ohne Sentimentalität befähigt sind, ihr Leben für einander zu lassen. Der Kommandant der „Pensolen“ zuzunah ist eine Persönlichkeit von hoher Bedeutung, sein Ver- hältnis zur Schwester vorbildlich. Aus dem Zusammenreffen all dieser außerordentlichen Charaktereigenschaften und einem romantischen Schimmer weht die Dichterin eine Stimmung von errettemden Reiz. Sie gibt Einzelheiten von bikarierter Hellheit, um im nächsten Augenblicke ebenjo trefflicher den unerklärlichen Gelang des Vortius Euginius zum Ertrinken zu bringen. Das Buch hat keinen Fehler, einem sich deshalb auch sehr gut als Geschenkwerk für Damen und Herren. Auf die weiteren Arbeiten Vene Wend's muß man jedenfalls gespannt sein. Dr. Karl Baer.

Künstliche Verjüngung, künstliche Geschlechtsvermehrung. Von Dr. Magnus Hirschfeld. Verlag J. F. Schönerhans, Berlin 1918. 87.

Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, der berühmte Medi- ziner, erläutert in der vorliegenden Schrift die Steinachs'schen Forschungen über die Möglichkeit einer Verjüngung in pos- pulärer Weise. Da es den meisten nicht möglich ist, das umfangreiche Werk von Steinachs selbst zu studieren, da dieses Studium auch mancherlei Voraussetzungen verlangt, so erfüllt das kleine Werk von Magnus Hirschfeld den Wunsch des Publikums über die Forschungen Steinachs's Näheres zu erfahren. Es ist klar und übersichtlich, leicht verständlich und trotzdem durchaus wissenschaftlich.

„Mantelchen und die Liebe“. Roman von Julius Verstl. Preis drei Mark. (Rudolf Mosse, Buchverlag, Berlin SW. 68.)

Julius Verstl's Roman ist in seiner zugleich lächelnden und erschütternden Art von individuallstem Gepräge. Er bietet nicht nur die sicher durchgeführte Entwicklung eines Einzelschicksals, sondern ist auch als Kulturbild zu bewerten, das durch die Fülle an Farben den Reiz poetischer Kleins- malerei und die bildhafte Kraft seines sprachlichen Ausdrucks besticht. Ein reiches Buch, das unzweifelhaft den Beifall weiter Kreise verdient!

Neues vom Lohnabzug. Zur Einparung der umständ- lichen Berechnung des Lohnabzugs bei größeren Betrieben ist eine Tabelle erschienen, welche die fertigen Ab- zugs beträge, ausgerechnet nach Familienstand und Höhe des Einkommens, abgerundet enthält, bei Tages-, Wochen-, Doppelwochen- und Monatslohn. Die Tabelle ist von dem Fabrikbeamten Emil Hey auf Grund praktischer Erfahrungen für die Lohnbuchhalterei angefertigt und im Verlag von J. F. Schönerhans, Stuttgart, erschienen.

Näher, Ferdinand. Die Wurzeln von Kirchberg. Ein Thüringer Roman aus Jena's Bergengenheit. Zweite Auf- lage. 3.—6. Tausend. Leipzig-Erfangen. 1920. A. De- ickert'sche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig Könnigsstraße 25.

„Ach du bist schuld mein Freund.“ Eine unpolitische Betrachtung über die Schuldfrage im Weltkrieg von Josef Meder, Berlin-Steglitz. Verlag Kraft u. Schönheit, Berlin-Steglitz.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., G. O. Hirschstr. 68. Fernruf 4520.

„Nun, sagte sie dann. Herr Jones hat nur Sachliches ge-
redet — er hat sich viel Mühe gegeben — ich kann mich an
nichts erinnern, das auffällig gewesen wäre. — Dann kann
ich nicht für heute gehen? fragte sie nach einer Weile.
Wenn Sie mir nichts mehr mitzuteilen haben —
Sie können und ich nur wieder auf ihr Handtäschchen
nieder. Dann erbot sie sich.
Ich werde also morgen wieder zu Herrn Jones gehen —
später als heute, erst um halb fünf Uhr.
Schön. Und ich sehe Sie dann, wenn Sie irgend etwas
Auffalliges gefunden haben.
Ja. —
Sie ging. Und ich blieb zurück und konnte die Gesühle
einer heftigen Enttäuschung und einer unklaren Beunruhigung
nicht von mir bannen.
Was, zum Teufel, war denn in dieses Mädel gefahren!
Die war doch seit dem Tage vorher wie ausgewechselt?
Gestern die aufgeregte Energie und Latrass selbst und
heute schlafmüde und abgepannt, unsicher, gleichgültig und
ohne jeden Glanz — jedenfalls unbrauchbar für den besondern
Zweck, den sie mit ihren Besuchen bei Sidney Jones erreichen
sollte! Und überhaupt ihr ganzes Wesen! all das, was mich
an ihr bezaubert und für sie eingenommen hatte, all das, was
mir an ihr als Vorzug erschien, war, der sie zu dem nicht
ungehörlichen Versuch geeignet machte, wie weggeblasen! Wie
war sie gestern voll Eifer und voll Schlagfertigkeit im Er-
fochten der Lage gewesen — und dagegen ihr Zustand jetzt!
Noch etwas: Gestern waren ihr Verlobter und sein Wohl die
Liebhaber ihres ganzen Sinnes und Willens gewesen —
heute hatte sie nach Hermann Angerer und seinem Besten
mit keinem Worte gegrad!
Was gab's denn da — was lag dem da nur vor?
Doch irgend etwas an der Sache nicht in Ordnung war,
das fühlte ich, darüber kam ich nicht hinaus. Aber was?
Was?
Ich dachte alles das, was mir das Mädchen über ihren
Besuch bei Sidney Jones mitgeteilt hatte, wieder und wieder
durch. Ich glaube, daß ich hier vielleicht doch irgend eine
Spur des Grundes von ihrem so veränderten Benehmen
finden müßte. Ich sah das Bild förmlich vor mir, wie sie
ihm gegenüber saß, — sie in dem weichen bequemen Lederseffel,
er vorzuegelte über den Tisch, auf sie einredend mit seiner
manchmal so selbstam weichen, freisprechenden Stimme.
Und etwas war in mir — ein unklar fallendes Gefühl, das
wies mich immer wieder zu diesem Bilde.
Ihre Worte stelen mir ein, die sie zur Antwort auf meine
Frage gesprochen hatte: — Ich habe natürlich in der ganzen
Zeit sehr auf alles geachtet — und dann — es war mir doch
unangenehm —. Nur ein bißchen müde bin ich vielleicht —
Aber ich kam nicht weiter mit diesem Suchen und Sinnen
— meine Anruhe blieb, und ich hatte schließlich die Ueber-
zeugung, daß ich eine Tochter begangen hätte, als ich, den
Bitten dieser Anna Hoffmann nachgebend, ihr die Aufgabe in
der Habsburgergasse zuwendele.
Nicht, daß ich ein Mißtrauen gegen sie gehabt hätte, das
lag mir fern, und ich vertraute ihrem guten Willen so sicher
wie nur je. Aber ich glaube jetzt, daß ich doch ihre Kraft und
Wise vielleicht überschätzte — und nahm nur endlich vor, mit
dem Mädchen, wenn sie wiederkam, ernsthaft hierüber zu
sprechen und ihr zugleich die ganze Sache wieder aus den
Händen zu nehmen. Auf irgend welche große Erörterungen
durch sie war unter diesen Umständen doch nicht zu hoffen,
andereits waren die Wege zu Sidney Jones für Anna
Hoffmann, wenn sie nicht früher, schlafgertiger und unschlüssiger
war, ebenso gefährlich wie für mich.
Am besten war es wohl, ich schrieb ihr gleich, daß sie
mich jedenfalls am Tage darauf aufsuchen möge — dann
konnte ich ihr das auf alle Fälle sagen. Erst als ich meine
Briefe an sie dem Diener zur Beforgung übergeben hatte, trat
die Sache wieder etwas mehr zurück in mir, und meine Ge-
danken wandten freier.
Und doch genug war es sie auch von einem neuen Vorfall,
der an mich herantreten war, so regte und so üblich in An-
spruch genommen, daß dahinter die Sorge um das so selbstam
veränderte Wesen des Fräulein Hoffmann zunächst ganz zu-
rücktrat.

Nichard Plant hat ein Augenbild ein in seiner Erzählung.
Er greift in die Brusttasche seines Rockes und holte das kleine
Revolver von Bierschloß und Zeitungsauschnitten wieder
vor, das er schon einmal am Abend vorher — da er mit den
Bericht der „Neuen freien Presse“ über den „Raub in der
Stephanskirche“ vorlas — in Händen gehalten hatte. Jetzt
schaute er eine verzillte Depesche aus den Papieren heraus,
stieß sie glatt und sah auf sie nieder.
Das hier, sagte er dann, ist jene Nachricht, die mich damals
noch mehr beschäftigte als alles andere. Es ist die Antwort,
die ich von der Polizei aus London an jenen Abend auf meine
Anfrage über Herrn Sidney Jones erhielt, und sie hat
folgenden Wortlaut:
Edgar Sidney Jones, Diamantenhändler aus Milwaukee
hielt sich vor drei Jahren zwecks Abschlußes größerer Ver-
käufe in London auf. Er verstarb am 3. Oktober abends sein
Hotel, um eine Vergnügungshalle zu besuchen, und wurde
gegen drei Uhr morgens an 4. Oktober in der stillen Burman-
Street — Surrey-Edle — ermordet aufgefunden. Der Leich-
nam zeigte Würgespuren am Hals, und die Fingerringe
ließen erkennen, daß der Diamantenhändler von einem außer-
ordentlich starken Manne mit den bloßen Händen erdrückt
worden war. Ebenso war der Tote der Schöße und aller
Oberleiber beraubt. Der oder die Täter konnten nicht er-
mittelt werden. Wir nehmen an, daß Verbrecher, die den
Händler Jones im Besitze bedeutender Summen wählten,
ihm auflauerten, und daß er deren Opfer wurde.
R. Mitchell London.
Das war ja eine merkwürdige Nachricht!
Ich frage nach den Notizen und Aufzeichnungen über
einen Lebenden, den ich kenne, und richte meine Anfrage an
das Meidamt der Londoner Polizei — und erhalte darauf
eine Antwort von der Kriminalabteilung, die mir anzeigt,
daß der Mann, nach dem ich frage, vor drei Jahren schon
ermordet wurde.
Im ersten Augenblick dachte ich an eine Verwechslung —
aber nur den Bruchteil einer Sekunde lang währte dies.
Dann war ich mir klar, daß mir das Schicksal selber hier den
Faden in die Hand gegeben hatte, der unerlöschlich mich bis
in die tiefsten Geheimnisse des Sprachheils führen würde.
So erschütterte mich ich, als ich damals im Schema meiner
Arbeitslampe diese Depesche las, daß mir das Blut in den
Händen zitterte, und daß ich ein paar Herzschläge lang
brauchte, um die mich jäh bedrückenden Gedanken zu über-
bilden.
Zwei Möglichkeiten gab es nur in diesem Falle: Entweder
weber der Tote, den die Londoner Polizisten in jener Nacht
beraubt und halb einstellend in der Burman-Street gefunden
hatten, wurde nur irrtümlich für den in London verschollenen
Sidney Jones gehalten — oder der Diamantenhändler Sidney
Jones aus Milwaukee starb damals unter Mordhänden —
seine Papiere aber, die ihm mit den Meidern und seiner
sonstigen Habe geraubt wurden, die dienten heute als Aus-
weise jenem Unbekannten, der mir als Gegner in dem alten,
düsternen Hause der Habsburgergasse gegenüberstand!
Meine Augen gingen wieder über die Zeilen der Depesche
— und ich verwarf die erste dieser Möglichkeiten. Nein, was
man mir da schrieb, war klar, und das gab seinem Zweifel
Raum. Der Mann, den man ermordet gefunden hatte, war
sicherlich jener, der den Namen Sidney Jones allein mit
Recht führen durfte — sein Leichnam war von seinen Hand-
lungsfreunden, von den Beamten des Hotels, in dem der
Mann gewohnt hatte, zweifellos als jener des Diamanten-
händlers bekannt und bekräftigt worden.
Bleib also nur die zweite Möglichkeit — ein Unbe-
kannter barg sich hinter jenen Dokumenten!
Aber da ergibt die Depesche meinen Fingern und fand
vor mich hin auf den Schreibtisch. In meinem flieberhaft er-
regten Sinne war eine neue Frage aufgelaufen.
Ein Unbekannter? Und wie war der Unbekannte denn
in den Besitz der Dokumente des Ermordeten gelangt?
(Fortsetzung folgt.)

Der „Bussertzug.“

Humoreske von
Hans Ulrich.

(Nachdruck verboten.)

Seit längerer Zeit haben meine sämtlichen Verwandten
den Stab ihres Wohlwollens über meine Benignität ge-
brochen und mich aus ihren Kreisen für ewige Zeiten aus-
geschlossen. Die Tanten hatten nämlich entdeckt, daß ich
mit beharrlicher Hartnäckigkeit ihre schonigen Heiratspläne
durchkreuzte, die Onkel waren über mein liebreichliches Leben
empört, und die kleinen netten Cousinen trankten sich, weil
jede heimlich hoffte, meine Frau zu werden. Freilich nehme
ich mir wieder die Enttötung der Tanten noch die Empörung
der Onkels, ja selbst nicht die Verachtung der kleinen Cou-
sinen zu Herzen. Es ist ein weiterer Beweis für meine
Berkommenheit, daß ich die Wohlgunst meiner Verwandten
als ein außerordentliches Geschenk des Himmels ansehe.
Durch sie bin ich allen Familienhäuptern, Deklamations-
erzählern und Gesangshebern entzogen. Ich habe Unfug-
zuehen und Gesangsheben entzogen. Ich wurde von den
Tanten als Protzträger, von den Onkeln als Kommissionsär-
und von den netten Cousinen als „Eiesant“ betrachtet.
„Jetzt bin ich frei!“ jubelte ich. Da tauchte auch schon
einige Tage später eine Dame auf, die mir mit dem Hals
und mich förmlich küßte. Da dieselbe fast noch jung und
beinahe hübsch war, erregte ich die Bärtigkeit ausausdrücke nicht
ohne innere Anteilnahme. Als ich endlich fragte, wieso
mir diese seltsame Auszeichnung zuteil werde, erklärte meine
Mama, das sei Tante Berta, die auf Besuch gekommen ist.
Echon wieder eine Tante! Freilich unterscheidet sie sich
durch ihre Jugend und durch ihr annehmbares Neuweber
von meinen übrigen Tanten in sehr vorteilhafter Weise.
Sie war sehr redselig, sehr neugierig, ungemein lebens-
wüchsig. Natürlich war die erste Frage: „Nun, wie geht
es deiner Frau? Wo ist deine Frau?“
„Ehre Tante,“ erwiderte ich, „ich bin so glücklich, keine
Frau zu haben.“
„Wah, weih höchstige Antwort! Eine Frau ist doch
nur ein ganz außerordentliches Glück für einen Mann!“
Ich lächelte abwehrend.
„Ohne Frau ist das Leben des Mannes vereinsamt. Es
gleicht einem Ringe ohne Edelstein, dessen leere Fassung
nach einem kostbaren Schätze verlangt.“
Mit dem Vorwande ihrer sämtlichen Nebelkiste pries
Tante Berta die Vorzüge der Ehe und malte mit wahrhaft
padende Farben das Entschliche, Schmachliche und Verab-
scheuungswürdige des Junggesellenstandes. Diese Rede lenkte
ich. Es ist die berühmte „Beschungsrede“, deren Argu-
mente meine seltsamsten Entschlüsse nicht zu erschüttern ver-
mögen. Aus Höflichkeitgründen ließ ich schwebend das
Ganze über mich ergehen, beschloß aber sofort, auch diese
Tante zu den übrigen Tanten zu legen, die mich bereits
aufgegeben haben. Da fesselte mich plötzlich der Schluß
ihrer Rede:
„Der Hauptgrund, weshalb ihr jungen Männer die Ehe
flieht, ist darin zu suchen, daß ihr nur deren wenige
Schattenseiten, aber nicht deren rührende Vorzüge kennt.
Ihr solltet einen Anschauungsunterricht über eheliches Glück
nehmen, dann wärdet ihr ganz anders urteilen und han-
deln.“
Anschauungsunterricht über eheliches Glück — diese Tante
ist zumindst originell. So ein Einfall!
„Ja, liebe Tante Berta,“ fragte ich schüchtern, „wo kann
man denn diesen Anschauungsunterricht über eheliches Glück
nehmen? Wahrscheinlich, ich möchte nicht, wogin ich mich wen-
den müßte, um.“
„Das ist ganz einfach. Wenn ich übermorgen nach Gause
fähre, fährt du mit. Wir benutzen den „Bussertzug“ —
„Wen?“ fragte ich überausst.
„Den Bussertzug!“ wiederholte Tante Berta.
„Bussertzug? ... Ist das ein fahrplanmäßiger Zug?“
fragte ich, von begrifflichem Mißtrauen erfüllt.
„Ganz gewiß verkehrt er fahrplanmäßig.“
„Entschuldigdiemeals, liebe Tante, aber ich habe von
diesem seltsamen Zuge noch nicht gehört. Es war mir bisher
gänzlich unbekannt, daß unter berechnete Eisenbahnveroor-
tung den Bedürfnissen des reisenden Publikums so weit
entgegenkommt, daß sie auch Bussertzüge verkehren läßt.“
„Es geht dabei durchaus unabhängig und sitzhaft zu,“
behrte die Tante meine Anspielung ab. „Meinem Jurenden,
mir doch das Geheimnis der Bussertzüge näher anzudeh-“

anoerzusehen, wick Tante Berta aus, indem sie mich damit
tröstete, daß ich übermorgen schon alles sehen werde.
Den tagwärtigen Tag benutzte ich, um alle Kurs-
bücher erfolglos nach den Bussertzügen abzufahren. Wende
hatte ich noch eine Unterredung mit einem Eisenbahnbe-
wärtiger, der mir aber ebenfalls über die Bussertzüge keinerlei
Auskünfte geben konnte. So blieb mir nichts anderes übrig,
als mich zu gedulden.
Bleimlich enttäuscht betrat ich am zweitnächsten Tage den
Barricadon des Bahnhofs, von welchem der Bussertzug
abgehen sollte. Es war ein recht schwüler, heißer Sam-
stagsmorgens, der eine recht unangenehme Fahrt versprach.
Das wartende Publikum bestand überwiegend aus Herren.
Nur wenige Damen waren darunter. Man konnte die Herren
in drei Gruppen sondern: ältere Herren, die mit einer Un-
zahl von Kapseln behaftet waren und recht gleichgültig war-
ten, jüngere, die einen eingehüllten Blumenstrauß in der
Hand trugen und recht unruhig auf und ab gingen, und
schließlich Herren verschiedensten Alters, die mit leeren Hän-
den in die Ferne zogen. Es waren allerdings in der Mim
berzahl.
Endlich konnte man einsteigen. Der Zug war sehr über-
füllt. Enttäuscht sagte ich zu Tante Berta, als wir abstiegen:
„Wo ist der Bussertzug, den habe ich mir ganz anders
vorgestellt.“
„Uns gegenüber hatten zwei ältere Herren Platz genom-
men, die sich in ihre Abendblätter vertieften, nachdem sie
ihre zahlreichen Pakete gehörig besorgt hatten.“
„Wo ist der Anschauungsunterricht einer glücklichen Ehe?“
fragte ich.
„Wahst du denn gar nichts?“ erwiderte Tante Berta
mit einer Gegenfrage.
„Gar nichts!“ beteuerte ich, wobei meine Augen über
die Gesichter der beiden älteren Herren schweiften, die über
den Zeitungsbüchlein herverleuchteten.
„Was ist heute für ein Tag?“
„Samstag ... das ist doch nichts Auffälliges ...“
„Doch ... Hast du nicht im Fahrplan gelesen: Dieser
Zug verkehrt nur an Samstagen? Hast du nicht sofort
daran gedacht, daß es mit diesem Zuge eine ganz beson-
dere Behandlung haben müßte?“
„Nichts von alledem.“
„Nun, so höre: Dieser Zug, der nur an Samstagen ver-
kehrt, hat die besondere Aufgabe, die Gemänder, Bräutigams
und auch jene Verheiratheten, die sich noch nicht erklärt
haben, in die Arme ihrer Damen zu führen, welche sich auf
einem bescheidenen Landhose von den Anstrengungen der
abgelaufenen Saison erholen. Eine ganze Woche müssen die
Gemänder, Bräutigams und Verheiratheten in der harten Arbeit
des Amtes, Büros oder Komptoirs zubringen, ohne die be-
glückende Nähe ihrer Damen genießen zu dürfen, jedw
Tage führen sie den Kampf mit dem Leben, wozu sie am
Abende des letzten Tages den Lohn der Liebe im Kreise
ihrer liebenden Herren Damen empfangen. Es schwebt über
eine ganz eigenartige Stimmung, ein besonderes Hochgefühl
über diesem Zuge. Das ist die Hoffnung, die Spannung, die
Freude, von liebenden Personen erwartet zu werden, ein
Gefühl, das dem Junggesellen vollkommen fremd ist. Es
ist selbstverständlich, daß bei dem Empfang der Eisenräter
die Bärtigkeit eine hervorragende Rolle spielt. Die Gabe
tinnen und Bräute geben auf dem Bahnhof gleich bei der
Ankunft der erwartenden Herren ihren heißen Gefühlen
durch einen Willkommungsstimmlichen Ausdruck. Einen Ruf
in Ehren kann ja bekanntlich niemand verwehren. Diesen
Begrüßungsstimmlichen verbandt der Zug seinen Eishnamen
„Bussertzug.“
Ich lächelte über diese Erklärung.
„Du läst, weil du eldernen Gefühlen nicht mehr zu-
gänglich bist,“ bemerkte Tante Berta beleidigt und zog ihr
Gefächchen in beide Falten. Ich handelte Neut und ließ
durchblicken, daß ich wohl noch besserungsfähig sei, wenn sich
die rechte weibliche Hand meiner annehmen würde. Das
verführte die Tante einzugreifen.
„Nimm dir ein Beispiel an diesen Männern, die mit
einem heroischen Entschlus die seltsamsten Freuden des
ehelichen Lebens aufsuchen, an diesen Junglingen, die mit
freudig bewegten Herzen zu ihren Angebeteten eilen, um
ihnen ihre Huldigung darzubringen.“
„Hast hätte ich wieder gelächelt, denn Tante Berta nahm
sich mit ihrem Familienblattredensarten ungemein förmlich
aus. Ich unterbrach aber mit mir Würde meine Bemerkung
Hellerkeit und sah in die Landhaft hinaus.
Nachdem der Zug die engere Koffakstraße ohne auszu-
halten durchfahren hatte, sagte Tante Berta: „Nun, daß auf
— jetzt kommt es!“